

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

87.

Sonnabend, am 20. Juli 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Mittsommernacht.

Am höchsten brannte droben nun der Sonnenball,
Im Sinken schwere Wolken blutroth säumend;
Sie wälzten rings die Nacht herauf, allüberall
Den heißen Purpurkuß vom Himmel räumend.

Und wie ein dumpfes Weh auf matter Brust,
So drückten sie, unheimlich bange Schwüle,
Bis loderte der Blitze wilde Lust
Gar rosig durch der Donner Kampfgewühle.

So tobt sich endlich aus ein dumpfes Weh,
Es wandelt sich zum grimmen Bornesfunken;
Hoch kraußt sich auf der trüg'risch glatte See,
In dessen Tiefen war ein Glück versunken;

Bis daß der düstern Wolken zürnend Wort
Sich löst in schwerer Tropfen sanftes Rauschen,
Bis daß die Thräne neigt des Auges Bord,
Auf deren Fall die guten Engel lauschen. —

Mittsommernacht zerreißt ihr schwarz Gewand,
Und gießt aus ihren seidenweichen Falten
Ein sanftes Mondeslicht hin auf das Land;
Die Wolken zieh'n fern ab, die dichtgeballten.

Dhnmächtig zücken sie noch falben Blitz,
Wie einen Dolch des Hohns dem stillen Frieden,
Der wieder thront auf seinem Sternensitz,
Nun sich der Wetter harter Kampf entschieden.

An bricht die Stunde duft'gen Elfenpuffs;
Hin breitet Vollmond seinen Silberteppich,
Den Tanzplan für die Schaaren Droll's und Buck's;
Das Geisblatt schattet drüber und der Eppich.

Ein Elf bläst auf dem Horne das Signal —
Ein Fühlhorn ist's, entfallen einem Falter —
Da schwirren, husch! herbei sie ohne Zahl
Die Wesen ohne Leid und ohne Alter;

Und wie nun Oberon die Lilie schwingt,
Da wird es tanzesreg im ganzen Schwarme;
Froh schaut er, wie sich Elf an Elfe schlingt,
Und hält Titanien, die treu, im Arme.

Umflungen hat mich so Mittsommernacht
Mit ihren träumerischen Feeereien;
Freund Buck, herbei mit deiner Zaubermacht,
Mit den verwegnen Liebesteufileien!

Zur Hand nimm jener Wunderblume Saft,
Den William dir verleh zu deinen Streichen,
Der heiß're Lieb' aus heißem Hasse schafft;
O gieb durch ihn ein Auge mir zu eigen!

Träufle in jenes eine Blau ihn ein,
Daß, wenn's am goldnen Morgen wieder leuchtet,
In seinem Thau ich les' ein strahlend: Dein!
Im Thau, mit dem's Mittsommernacht besenchtet.

Der natürliche Sohn.

Novelle von Robert Heller.

(Schluß.)

Granvella stand auf und that einige Schritte durch's Zimmer. Wenn es einer Bestätigung bedurft hätte, daß Armand sein Sohn war, so konnte sie nicht deutlicher gegeben werden, als durch das Benehmen des Cardinals. Er ging an ihm vorüber, als sei das Schwert in Jenes Hand ein Knabenspielzeug. Anstatt Wachen zu seinem Schutze, oder auch nur Zeugen herbeizurufen, machte er eine Handbewegung gegen Armand, daß er seine Stimme mäßigen möge! Nichts veränderte sich, außer der Haltung des Mannes, der über die Niederlande gebot. Sie war gebrochen. Aus einem Stolzen war ein Gedemüthigter geworden.

„Renard hatte eine Braut und diese Braut gebar dem Bischöfe von Arras einen Sohn. Dort liegt das Pathengeschenk Renard's auf dem Teppiche,“ sprach er, den Dolch mit dem Fuße fortstoßend. „Es ist etwas spät gekommen, aber es entspricht wenigstens dem Geber. Aller Stolz

der Erde, wenn ich ihn in meiner Brust vereinigte, wiegt die Erschütterung eines solchen Augenblicks nicht auf. Sage mir, Armand, um wie viel hat sich mein Haar seit der letzten Minute verfärbt?“

„Nicht von den Heiligen — von Euch, mein Vater, ersuche ich mir Verzeihung!“ brach Armand aus, auf die Kniee sinkend vor Granvella.

„War es nur Renard, der Dich zu dieser Unthat trieb?“ fragte Granvella.

„Die Liebe, mein Vater, und der Haß zu gleichen Theilen! Katharina van der Root, mit deren Hand Ihr Sachicourt's Dienste belohnen wollt, ist vor Gott und ihrer Mutter meine Verlobte, mein Glaube der protestantische und die Empörung des Landes wider Eure Herrschaft war das Schild, womit ich meine That adelte.“

„Du redest von Empörung, als ständen die Provinzen schon in Waffen gegen mich.“

„Eines Sohnes Mund muß wahr sein — wenn nicht heute oder morgen, so wird die Sturmglöcke an einem anderen Tage wider Euch erschallen. Ganz Niederland zieht den Strang dazu.“

„Die Masse des Volkes? Nicht bloß ihre selbstsüchtigen Parteiführer? Die Masse auch, die kleinen Leute, deren Ehrgeiz nichts zu gewinnen, deren Beutel nur zu verlieren hat, mag der Wille eines Königs oder die Anmaßung der Barone die Steuer ausschreiben? — Du sagst ja?“

„Und der Widerwille gegen die Verfolgungen der neuen Kirche,“ fügte Armand hinzu.

Der Cardinal schwieg eine Weile. Dann sagte er:

„So hätte der König diesmal schärfer aus der Ferne gesehen, als ich aus der Nähe? Es bedürfte einer noch stärkeren Hand, als der meinigen in diesen Reichen? Wohl an — wo der Haß die Faust des Sohnes gegen den Vater bewaffnet, räum' ich das Feld. Es wird Einer nach mir kommen, der das Feld gleichfalls räumt, aber von den Feinden.“

Nachdem Granvella diese Worte mehr zu sich selbst, als zu Armand gesprochen, blieb er vor ihm stehen:

„Das war die Begegnung eines Vaters mit seinem Kinde, die erste Begegnung! Sie hat

meine Kraft so sehr erschöpft, daß ich mich nach Ruhe sehne. Mein armer Armand, nach solchem Wiederfinden, können unsere Lebensbahnen kaum neben einander laufen. Was nur eine Sünde meines Lebens war, ist zur Schuld geworden durch den niederträchtigen Mißbrauch, den man mit Deinen Leidenschaften trieb. Am Ziele eines riesengroßen Strebens muß ich vielleicht am Ende noch erkennen, daß ich meine Aufgabe verfehlte. Du hast um meine Verzeihung gebeten, ich gebe Dir mehr: meinen Segen. Erzähle Aadeln von unserem Zusammentreffen und ste wird Wünsche hinzufügen, die aus einem milderen Herzen kommen, als aus dem meinigen. Wer die Natur verleugnet, an dem rächt sich die Natur. — Würdest Du mich geliebt haben, Armand, wärst Du nicht durch diesen Renard zu mir gelangt?"

"Mein Vater!" schluchzte der Ritter und ließ den Thränen freien Lauf, die aus seinen Augen strömten. "Erst jetzt fühl' ich die Größe meines Verbrechens! Jetzt, da sich all' mein Haß gegen Euch in eine Liebe umschmilzt, für die der Verstand vergebens nach einer Quelle forscht."

"Verlangst Du eine andere, eine heiligere Quelle, als die des Blutes? Führe mich an den Kamin. Es ist so süß, sich auf den Arm seines Kindes zu stützen."

"Aber den elenden Gaukler Renard, laßt mich uns an ihm rächen."

"Du würdest nur einer langsamen und sicheren Nemesis zuvorkommen. Der Ehrgeiz bringt ihn um. Auch wenn ich nicht mehr in Brüssel gebiete, wird er machtlos bleiben. Und was mich anlangt, so ist meine Rache früher über ihn gekommen, als seinerseits die Veranlassung dazu."

Der Lakai des Cardinals erschien und verlangte in des Herrn von Hachicourt Namen Antwort auf den Brief vom heutigen Abend.

"Laß ihn wissen, der Ritter Armand Villet werde ihm diese Antwort in das Haus der Frau van der Noot überbringen," befahl Granvella.

"Ihr steht ab von dem grausamen Unternehmen, die Anhänger der neuen Religionslehre zu verfolgen?" rief Armand, in freudiger Hoffnung die Hände des Cardinals an seine Brust pressend.

"Ich stehe ab davon. Nicht weil ich das

Unternehmen für grausam halte, sondern weil mir keine Zeit bleibt, es zu vollenden. Denn merke Dir, eine Flamme, die jetzt noch durch Blutstropfen zu löschen wäre, wird einst über Blutbächen emporschlagen, und nur der wäre grausam, der das kleinere Uebel scheute, um ein viel größeres zu verhindern."

Armand blickte mit anderen Augen in die Zukunft. Die Inquisition gehemmt, Katharina van der Noot von Hachicourt's Werbung befreit — darin gingen seine Gedanken und beinahe auch die Erinnerung unter an die furchtbare Einleitung zu dem versöhnenden Schlusse. Nur Granvella's Gefühle, einmal zu Boden geschlagen, erhoben sich nicht wieder zu voller Blüthe. Die Feier, mit welcher er die Vereinigung mit seinem Sohne beging, blieb verdüstert.

Noch zeigte Katharina's Haus ein mattenleuchtetes Fenster, als Armand, den Palast der Regentin verlassend, dorthin eilte. Auch blieb die Thüre dem Boten des Cardinals nicht verschlossen: "Freiheit, Freiheit," rief er, Granvella's Verordnung hoch in der Hand haltend. "Nur was zu Euren Gunsten im Staatsrathe verfügt ward, behält Geltung. Kein geistliches oder weltliches Gericht soll dem Abzuge Eurer Personen und Eures Vermögens ein Hinderniß in den Weg legen."

Der Mutter entfiel das Gebetbuch, darin sie gelesen. Mechanisch griff sie nach der Urkunde, die ihr Armand reichte. Aber Katharina las in einem lebendigen Buche, eifriger als die Wittwe auf dem Pergamente. In der Umarmung, unter den Küßen Armand's empfand sie eine Seligkeit, die ihr selbst für Kummernisse, wie die des letzten Tages, nicht zu theuer erkauft schien.

In Herrn von Hachicourt verließ ein neuer Feind des Cardinals das Zimmer.

Als der Hof von Brüssel längst an dem Erfolge von Armenteros' Sendung nach Madrid verzweifelt war, kündigte der Cardinal Granvella der Herzogin eines Tages an, daß er eine Reise in seine Heimath unternehmen wolle, um in Burgund seine alte kranke Mutter zu besuchen. Die

Freude, nicht allein der Regentin, sondern des ganzen Landes über den Rücktritt des Cardinals war so groß, daß man seine Abreise kaum erwarten konnte. Sie verzögerte sich noch einige Zeit. Am 10. März 1564 verließ jedoch der Cardinal Brüssel. Wie laut sich aber auch der Jubel über seine Entfernung äußerte, zwei Personen, die Granvella nach Besançon begleiteten, suchten ihn durch ihre kindliche Liebe für den allgemeinen Haß zu entschädigen: Armand und Katharina. Sie blieben in seiner Nähe, bis Granvella zur Papstwahl nach Rom ging, von wo er später als spanischer Vicekönig nach Neapel gerufen ward.

Armand verehrte in Granvella den Vater, ohne jemals die Grundsätze des Staatsmanns und Kirchenfürsten von ihm anzunehmen. Als in den Niederlanden der offene Kampf gegen Spanien ausbrach, begab er sich unter Oraniens Fahnen. Nach der Einnahme von Harlem starb ein Mann den Heldentod, der sich durch ein Wort hätte retten können, durch die Angabe des Namens seines Vaters. Armand Billet verschmähte es, dies Wort auszusprechen und theilte das Schicksal der Vertheidiger jener heldenmüthigen Stadt, über die Alba sein Strafgericht verhängte. Denn Herzog Alba war, im vierten Jahre nach der Entfernung des Cardinals, Granvella's Nachfolger in den Niederlanden.

Der bekehrte Neger.

Zu der Zeit, als der Hauptmann St. mit seinen Truppen in Jamaica stand, verfiel auf der Pflanzung von Mr. L. einer der Negerclaven in Folge tyrannischer Mißhandlungen, die er aus einem ganz nichtigen Grunde von seinem Herrn erfahren hatte, in eine auszehrende Krankheit. Ein irländischer Soldat, der sich unter den Truppen befand, hatte Mitleid mit ihm, denn er hatte Umgang mit ihm gehabt und ihn bei vielen Gelegenheiten als einen braven Menschen kennen ge-

lernt, und da jetzt keine Hülfe mehr auf Erden für ihn war, schauderte ihm vor dem Gedanken, daß eine so gute Seele in der andern Welt ewig verloren sein sollte. Von dieser Besorgniß geängstigt, stieß er zufällig auf einen Kapuziner, der mit einem spanischen Schiffe gelandet war, trug ihm sein Anliegen vor und beschwor ihn, dem Sterbenden mit den Gnadenmitteln der heiligen Kirche zu Hülfe zu kommen. — „Es ist ein Schwarzer?“ fragte der Mönch.

Irl. Seine Seele ist weißer, als eine geschälte Kartoffel.

Kap. Glaubt er auch an alle Lehren unserer heiligen Kirche? Ist er ein Christ?

Irl. Ich will verdammt sein, wenn er nicht ein so tüchtiger Christ ist, als Guer Herz wünschen kann. Hört, was ich selbst mit angesehen habe. Mehrere Soldaten badeten sich; der eine bekommt den Krampf in die Waden, ruft um Hülfe, und plump! sinkt er unter wie ein Mühlstein. Die Andern, die um ihn herum waren, Christen und Andere, schwammen fort, so schnell sie vermochten; denn es war ihnen bang, er möchte sie packen und mit hinunterziehen. Der Schwarze aber, der die Sache am Ufer mit angesehen hatte, sprang augenblicklich in's Wasser, tauchte an der Stelle, wo der Soldat versunken war, unter, packte ihn bei den Haaren und schleppte ihn an's Ufer, wo er nach einem bißchen Reiben und Kneten wieder so frisch und lebendig wurde, als Ihr mich jetzt seht. Sagt nun selbst, ehrwürdiger Herr, war das nicht Alles, was ein guter Christ thun konnte?

Kap. Das ist Etwas; das Wesentliche aber ist, hat er Unterricht im katholischen Glauben erhalten?

Irl. Dafür, ehrwürdiger Herr, kann ich stehen. Ich hab' ihn gestern selbst unterrichtet; und da mir mein Beichtvater immer gesagt hat, die Hauptsache sei der Glaube, so hab' ich ihm das auch recht an's Herz gelegt. „Schaz,“ hab' ich zu ihm gesagt, „es ist nicht genug, Gesichter zu schneiden, Du mußt glauben. Glauben ist die Hauptsache. Und Du hast nicht viel Zeit mehr übrig. Tummle Dich also.“ So hab' ich zu ihm gesprochen, und mehr so. Der arme Schelm aber bat mich, ich sollt' es nur gut sein lassen; er wollte glauben, was mir beliebte.

Der Kapuziner hatte jetzt keine weitere Einwendung und begleitete den Soldaten in die Hütte des Negers. „Jetzt, Schatz,“ sagte der Soldat, „bring' ich Dir einen heiligen Mann, der Dir die Absolution geben und Deiner armen Seele den Weg zum Himmel zeigen wird. Trink aber erst das Glas Schnaps — denn es ist ein höllisch langer Weg.“

Der Mönch begann jetzt sein Geschäft. Der Neger hörte schweigend zu. „Eure Ehrwürdigkeit,“ sagte der Soldat, „er glaubt Alles, was Ihr ihm sagt. Ihr könnet ihm nun ohne Weiteres die Absolution geben, und was er sonst braucht, um sich weich und warm im Paradiese zu betten.“

„Ihr seid also,“ fuhr der Kapuziner zu dem Sterbenden fort, „Ihr seid vollkommen überzeugt, daß durch festen Glauben an die Lehren der heiligen Kirche —“

„Hochwürdiger Herr,“ unterbrach ihn der Soldat mit stehender Geberde, „gebt ihm vor allen Dingen die Absolution und unterweist ihn nachher; denn, bei meiner armen Seele, wenn Ihr ihn länger hudelt, so geht Euch seine Seele durch die Lappen.“

Der Mönch, ein gutmüthiger Mann, gab diesen Bitten Gehör.

„Jetzt, Schatz,“ sagte der Soldat zu dem Sterbenden, indem er sich die Hände rieb, „jetzt hast Du den Himmel so gewiß, als Dein Herr die Hölle, wo er in alle Ewigkeit brennen wird.“ — „Ich hoffe, es wird nicht so lange dauern,“ sagte der Neger mit schwacher Stimme; und dies waren die ersten Worte, die er seit dem Eintritte des Mönchs sprach. — „Bedenke Deine Worte, Freund,“ sagte der Mönch. „Du darfst nicht an der Ewigkeit der Höllenstrafen zweifeln. Führt Dein Herr einmal dahin, so ist es für immer.“

„Der fährt sicher dahin,“ sagte der Soldat. „Da seh' ich den Kopf daran.“

„Aber ich hoffe zu Gott, er wird nicht immer dort bleiben,“ sagte der Neger und starb.

„Das war nicht recht gesprochen,“ sagte der Mönch. „Hätt' ich gewußt, daß er in einem so wesentlichen Punkte nicht fest und gläubig wäre, ich hätte ihm die Absolution nicht gegeben.“

„Ei,“ sagte der Soldat, „da hätt' ja der arme Schelm recht von Glück zu sagen, daß seine Seele in den Himmel entwischt ist, eh' Ihr das Ding gemerkt habt.“

F. F.

Ein Spaziergang in Smyrna.

Die Frankenstraße — erzählt Alexis de Valon, ein französischer Reisender — gilt allgemein als die schönste Smyrnas. Sie hat auch in der That eine besondere Eigenthümlichkeit, gerade darum, weil sie in keiner Weise dem Bilde entspricht, das man sich von ihr machen könnte. Man denke sich eine enge Straße, eine übelriechende Gasse, Häuser von allen Farben, Formen und Größen, schlechtes Pflaster, über das nie ein Wagen hinrollt, rechts und links Schuppen, die als Läden dienen, über unsern Häuptern Leinene oder wollene Fegen als Wetterdächer, die viereckige Schattenflächen in die sonnenbeschienene Straße werfen; unter unseren Füßen Abschabsel von Gemüse und Melonenschalen, dazu große gelbe Hunde, die halb abgenagte Knochen durch den Koth schleifen, eine bunte Menschenmenge, mit Babuschken an den Füßen geräuschlos einherschreitend; ein unbeschreibliches Durcheinander von türkischen Turbanen, Kastorhüten, rothen Fez und Burnussen; Lastträger, die an uns anstoßen, Esel, deren Packsattel uns streifen, eine Reihe Kameele, ohne umzublicken gerade vor sich hinschreitend und gleichgiltig den Fuß hier auf Pflaster, dort auf den Fuß eines Müßiggängers setzend, der ihnen unachtsam nicht auswich; viel Bewegung und doch keinen Lärm — und man hat einen Begriff der Frankenstraße. — Handelsartikel aller Art sind hier aufgespeichert und locken den Blick der Vorüberwandelnden. Hier europäische Stoffe, dort Gewaaren; hier zeigt sich eine Modehändlerin, die ihre eben erst von Paris angekommenen Kosahüte neben einem türkischen Kaufmanne zur Schau stellt, der Tabak verkauft; dort ein Jude, mit sorgfältig rasirtem Gesichte, der sein

Räucherwerk, feinen Ambra und seine wohlriechenden Wasser dicht am Stalle eines Fleischers verkauft, der in Mitte der Straße seine Hammel schlachtet. Es ist ein Wirrwarr, von dem man sich keinen Begriff machen kann; Gesichter aller Racen und in allen Mäncirungen, Trachten aller Länder umgeben uns, alle Sprachen zugleich tönen in unser Ohr. —

Die Straßen des Bazars gleichen denen der Stadt, nur sind sie noch enger, noch schmutziger, und die mehrstöckigen Häuser, die man dort noch findet, sind hier durch Holzbuden ersetzt, die uns an die für den augenblicklichen Bedarf errichteten Hütten der wandernden Kleinhändler auf den Jahrmärkten im Süden Frankreichs erinnern. Vor seinem Laden kauert ein alter Türke mit langem Barte, ohne andere Bewegung als die eines Gliedermannes, abwechselnd eine grüne Gurke oder die Pfeife zum Munde führend. In einem Winkel sitzt ein Knabe am Kohlenbecken und bereitet den Kaffee für seinen Herrn. Ihr nähert euch, aber weit entfernt, euch anzurufen, seine Waaren zu empfehlen, bleibt der Alte in schweigender Gleichgiltigkeit und scheint sich nicht im Geringsten um sein Geschäft zu kümmern. Euer Dolmetscher fragt ihn, ob er den oder jenen Gegenstand eurerer Wünsche zu verkaufen habe; er antwortet, indem er entweder die Augen halb schließt und mit der Zunge knallend an den Gaumen schlägt, die gewöhnlichste Verneinung in der Levante, oder indem er fast unmerklich mit den Schultern zuckt, d. h. ich weiß nicht, seht euch um, sucht selbst, was ihr braucht. Ihr wühlt nun in seinem Laden herum, zieht alle Fächer auf — er wendet nicht einmal den Kopf nach euch um. Gefällt euch nichts, so geht ihr wieder und laßt ihn trotzdem in völliger Ruhe über die angestiftete Unordnung zurück. Fragt ihr ihn aber nach dem Preise einer Waffe oder eines Paares Babuschen, so nennt er euch in den tiefsten Kehltönen einen Preis, der in der Regel das Doppelte von dem ist, was er wirklich haben will. Ihr bietet ihm daher einfach die Hälfte davon, er streckt die Hand aus, empfängt euer Geld und bläst eine Wolke Rauch durch die Nase. Damit ist Alles vorüber, der Knabe ordnet die Waaren aufs neue, und der Kaufmann sinkt wieder in Selbstbetrachtungen zurück. —

In diesen Bazars ist Alles bestens geordnet; hier Seidenwaaren von Brussa, Kleider, golddurchwirkte Musseline, dort Pantoffeln von Sammet und Maroquin, weiterhin Waffen, Edelsteine und Teppiche. Hier und da wird auch Limonade verkauft und Sorbet, dieses abscheuliche Getränk aus Schneewasser, versüßt mit dem Saft trockener Weintrauben und unschmackhaft durch einige Tropfen Rosenwasser. Diese schmutzigen Bazars würden uns bald langweilig vorkommen, wenn nicht die darin wogenden Menschen dem Auge ein immer neues, nie sättigendes Schauspiel böten. Auf den ersten Blick gewahrt man, daß die Türken die vornehmste Classe der Bevölkerung bilden. Ihrer Tracht verdanken sie ein achtunggebietendes Aeußeres, das weder von der Regelmäßigkeit ihrer Züge, noch von ihrer ernsten Haltung Lügen gestraft wird. Hier ist die moderne verhaßte, durch Sultan Mahmud gebotene Kleidung noch nicht angenommen worden, noch sind Turban und Shawl in der Mode. Turbane sieht man von allen Farben, den rothen des reichen Geschäftsmannes ebensowie den grünen, der den Emir oder den frommen Moslem bezeichnet, der die Wallfahrt nach Mekka gemacht hat. Eine tuchene Weste ohne Krage, mit Seide oder Goldflittern gestickt, ein großer Shawl, als Gürtel umgeschlungen, in dem ein Dolch mit Achatgriff steckt, ein bis auf die Kniee herabreichendes weites Beinkleid, meist rothe Pantoffeln

das ist noch immer die Tracht des heutigen Türken. Die Armenier sind minder geschmackvoll gekleidet; ihren Kopf bedeckt eine ungeheure Mütze von Astrachaner Wolle, die wie ein umgestürzter Fleischtopf aussteht, den Leib bekleidet eine gestreifte Tunika und ein schwarzer Rock, fast wie ihn die Priester tragen. Mitten durch dieses Menschengewirr schlüpfen behend Juden mit bleicher Stirn, die mit einem verschossenen weißlichen Lumpen umwunden ist, dessen kleine schwarze Zeichnungen die Annahme rechtfertigen, er habe früher als Rechenbuch Dienste gethan, — schreiten schön gebaute Griechen, mit gedrehten Schnurrbärten, die Stuger Smyrna's, — halb nackte Neges, — europäische Offiziere in prachtvollen Uniformen und, Gespenstern gleich, in weißen Mänteln einzelne türkische Frauen. —

B. E.

Kunst - Ausstellung in Paris 1844.

(S c h l u ß.)

Es wird den Franzosen in der Maske der Heiligkeit nicht viel besser gehen als uns, wenn wir Karrikaturen zeichnen wollen; wie uns der Humor, so fehlt ihnen jenes schwärmerisch religiöse Gefühl welches ich eben nicht zu den größten Vorzügen der Deutschen rechnen mag, da es bei ihnen die Thatkraft oft überwiegt; vor allen aber jene ascetische Absonderung, wie solche die durch die frühere Kunst nun einmal ausgeprägten Typen der christlichen Mythe verlangen, und wie solche unserer Zeit überhaupt nicht mehr, am allerwenigsten aber den Franzosen möglich ist.

Eine andere Erscheinung, die man eigentlich jener gegenüber, am meisten als der Gegenwart angehörig beifällig betrachten müßte, sind die sogenannten Ceremonien und officiellen Bilder, jene Darstellungen diplomatischer Staatsactionen, die nun aber, in den meisten Fällen auch aller Poesie in der äußern Erscheinung baar und ledig, statt Volksleben und Bewegung Uniformen und Geberden der Etikette wiedergeben, und es, wenn sie wahr sein wollen, auch nicht wohl anders können. — Die Vorbilder prägnanten Ausdrucks unserer Zeit in einzelnen Charakteren und Thathandlungen sind noch nicht erschienen, und geschichtliche Parallelen, auf die so oft hingewiesen wird, sind im Grunde in diesem Sinne betrachtet, doch nur Allego-

rien, die von dem, was sie eigentlich darstellen sollen, auf beiden Seiten hin gleich weit entfernt, weder das eine, noch das andere vollkommen erreichen. Wir können bei allen diesen Erscheinungen die traurige Wahrnehmung nicht unterdrücken, daß es in unserer Zeit trotz aller Fortschritte in allem Technischen und Empyrischen der bildenden Kunst doch an deren eigentlichem Lebensprincip, an einer wahren Begeisterung fehlt; und daß die Richtung einer universellen Weltbildung, die wir verfolgen, auf bildende Kunst, bisher wenigstens, noch keinen andern Einfluß gehabt, als zur Nachahmung bald dieser bald jener Erscheinung der Vorzeit anzureizen, die, je nachdem sie mehr oder weniger Zeit brach gelegen, auch einmal wieder in Cours, in die Mode tritt.

Es erklärt sich uns aus diesem auch das fortwährende Negiren alles dessen, was bisher die Kunst erstrebt. Während auf der einen Seite Herwegh den Madonnenmalern vorsingt: „Die Zeit ist die Madonna der Poeten“, dort Einer über die romantisch-sentimentale Stimmung und Ruhe der Düsseldorfer mitten in dem Zeitenkampfe der Ideen wühlet, verwirft ein Dritter hier die objective, ein Viertes dort die subjective Auffassung früherer historischer Zustände unseres Volkes oder der Völkergeschichte überhaupt, und beide rufen zuletzt enthusiastisch: „unsere Zeit! unsere Zeit, da könnt ihr gar nicht fehlen“; da aber fehlt nur eine Kleinigkeit, die äußere Repräsentation der kämpfenden Ideen. Wohin nun sollen die Künstler greifen? Ist es nicht fast, als wenn Mephistofeles so recht eigentlich zu ihnen gesagt hätte; alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht, darum besser wär's daß nichts entstände? R. M.

Feuilleton.

„Der Missionär Wolff, sagt der Franzose Fontanier im vierten Capitel der Schilderung seiner Reise in Indien und am persischen Meerbusen, ist ein reiselustiger Abenteurer, begeistert genug, um sich für einen Propheten zu halten, überall das Evangelium predigend — ohne daß jemand sich dessen versieht; er ist sehr unwissend und dabei ein so schlechter Theologe, daß der Abbé de Couverie zu Bagdad ihn mehrmals bloßstellte, da er gegen ihn nicht einmal die bekanntesten Grundsätze des Protestantismus vertheidigen konnte. Obgleich er schlecht türkisch spricht und gar kein Rednertalent besitzt, ist er doch der festen Ueberzeugung, er verstehe auch alle anderen Sprachen, die ihm in seinen Amte nöthig sind, und sei der erste Prediger auf dem Erdkreise. Vor einiger Zeit zog er aus, die verlorenen Stämme der Juden zu suchen, jetzt will er die Engländer Stoddart und Conolly in Bokhara ers-

retten; aber so anerkennenswerth seine Unererschrockenheit ist, leicht kann seine Ueberspanntheit den Gefangenen noch mehr Gefahr bringen.“ Glücklicher Weise lauten die Berichte über den Empfang des Missionärs beim Chan von Bokhara sehr günstig, wenn auch der Franzose nicht ganz unrecht gezeichnet hat. 7.

Russische Politik. Im Jahre 1813 hatte Rußland sich mit Serbien verbündet, gab dieses aber den Türken Preis, und der Consul Medoba bewog die bewaffneten Serben dennoch, sich auf Rußlands Schutz zu verlassen und keine Vertheidigung des Landes zu unternehmen. Selbst Czerni Georg zog sich von der Grenze zurück, über die nun die fanatischen Muselmänner hereinbrachen. „Da ließ der russische Consul Medoba — sagt Robert in seinem Werke über die Slawen der Türkei — das serbische Senatsgebäude

unterminiren und in die Luft sprengen, verbrannte mit eigener Hand das Staatsarchiv und begab sich nach dieser Heldenthat nach Ungarn, dort verkündend: daß in Serbien die Ruhe vollkommen wieder hergestellt sei.“

24.

Merkwürdige Warnung. Im Berliner Intelligenzblatte lesen wir folgende Anzeige: „Die Dame, welche am 4. Mai, Morgens 9 Uhr, auf dem Hallschen Kirchhofe Blumen auf ein ihr nicht gehörendes Grab gepflanzt, und für das Begießen 2 Thaler bezahlt hat, wird ernstlich gewarnt, solches nicht wieder zu wagen und das Geld gleich wieder abzuholen (wozu der Todtengräber Befehl hat), auch ermahnt, den bisher verfolgten Weg, wodurch sie das größte Unglück über eine Familie herbeigeführt hat, nicht länger zu gehen, um Gottes Strafe nicht noch mehr auf sich zu ziehen! Sollte sie der Warnung ungeachtet nochmals den Angehörigen des Ruhenden in den Weg treten, werden Mittel gefunden werden, sie in ihre Schranken zurückzuführen.“ — Einer Bemerkung bedarf wohl diese Warnung nicht!

36.

Braun v. Braunthal besingt in Nr. 101. des Kometen das Gotta'sche Morgenblatt und zwar im ganzen Detail. Redaction und Kritik, Novellen, Correspondenzen, Kunst und Literatur, Alles ist groß und schön, ihm ist bei dieser Morgenlectüre:

— er muß es selbst Als sei'n aus Sonnengold
gestehn, die Lettern pur,

Als blätter' er in Genz Stereotypirt auf des Pa-
tifolien, piers Lazur.

Was soll man zu einer Poesie (?) sagen, die sich an so dürftigen Stoff anklammert, was dazu, wenn der Dichter nicht wissen will, wer der Besitzer dieses Morgenblattes ist. Gotta könnte leicht antworten: „die Blinden in Genua kennen meinen Tritt!“

Das menschliche Gemüth muß doch ein eigenes Ding sein. Vor einiger Zeit tabelte ein Kritiker Horace Bernet, daß das Kameel in seinem Bilde Juda und Thamar „nicht aus der Tiefe des Gemüths“ hervorgegangen sei; und eben lese ich in einer Correspondenz, daß während der Umarmung zweier Fürsten „eine Thräne der Wonne aus den Augen derselben in die freudig aufgeregten Gemüther der Zuschauer fiel.“ Spitze Korallen herbei, sonst fällt sie ins Bodenlose!

24.

Pariser Mordlust. Im April 1843 verbrauchte die Bevölkerung von Paris 1088 Ochsen, 986 Kälber und 2619 Schöpfe; im April dieses Jahres hingegen 6759 Ochsen, 1343 Kühe, 6344 Kälber, 36,498 Schöpfe

und Lämmer. Woher dieser ungeheure Mehrverbrauch? — Folge der Industrieausstellung und der dadurch vielleicht augenblicklich um das Vierfache vermehrten Menschenzahl der französischen Hauptstadt. Im vorigen Jahre hatte man gar keine Kühe zum Speisebedarf geschlachtet, d. h. nach den officiellen Angaben — in diesem Jahre über tausend. Ist das auch Wirkung der Industrie? Da muß in manchen Städten Deutschlands die Industrie auf einer sehr hohen Stufe stehen!

27.

Theatralische Verschwendung. Die Theaterdirectionen Deutschlands tragen oft durch unweife Sparsamkeit bei der Ausstattung neuer dramatischer Werke mittelbar zur Verringerung des Erfolges derselben bei, da ein großer Theil des Publikums, unfähig zu tieferem Urtheile, von der mehr oder minder sorgfamen äußeren Ausstattung eines Bühnenstückes auf dessen innern Werth schließen zu können meint. Das Gegentheil hiervon, ein übertriebener Luxus, eine wahrhaft rasende Verschwendung tritt uns bei den Pariser Theatern entgegen. Als Beispiel diene, daß das Theater Porte St. Martin, nach den Angaben französischer Blätter, für die Inszenesetzung der „Tausend und einen Nacht“ (eines Spectakelstückes) 45,000 Frs., die große Oper für Halévy's „Jüdin“ 54,000 Frs., für Donizetti's „Don Sebastian“ gar 95,000 Frs. verausgabte; und doch hat letzterer keinen bedeutenden Erfolg, höchstens einen succès d'estime, oder lieber: einen succès d'empressement (der Freibillettsinhaber) errungen.

Dramatische Produktionskraft. In dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren sind der Pariser Theaterzensur 4119 Stücke (mit 7452 Acten, also beinahe 3 Acte für jeden Tag!) vorgelegt worden, von denen nur 129 Stücke verboten, 1945 dagegen mit gelinden Strichen und 2045 ohne Weiteres zugelassen wurden. Die Franzosen treiben doch das Fabrikwesen fast eben so, wie die Engländer, ins Große.

Deutsch = Französisch. In einer deutschen Hauptstadt, in welcher die Titelsucht und die Vorliebe für die französische Sprache charakteristisch ist, lasen wir vor Kurzem auf einer Firma: N. N. verpflichteteter Einpacker, und gleich darunter zu besserem Verständniß: Emballeur de obligé. Ist das nun Bescheidenheit oder Arroganz?

18.

J. S.